

PAULA HAWKINS
Wer das Feuer entfacht

Paula Hawkins

Wer das Feuer entfacht

Keine Tat ist je vergessen

Roman

Deutsch von Christoph Göhler

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel »A Slow Fire Burning«
bei Transworld Publishers, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2021

Copyright der Originalausgabe © Paula Hawkins, 2021

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2021 by Blanvalet

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Leena Flegler

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

nach einer Originalvorlage von Penguin Random House UK

Umschlagdesign: Richard Ogle/TW

Umschlagmotive: Getty Images (Jasmin Merdan/Moment;

Igor Ustynskyy/Moment; Henrik Sorensen/DigitalVision;

Claudia Burlotti/The Image Bank)

Karte: © Liane Payne

WR · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

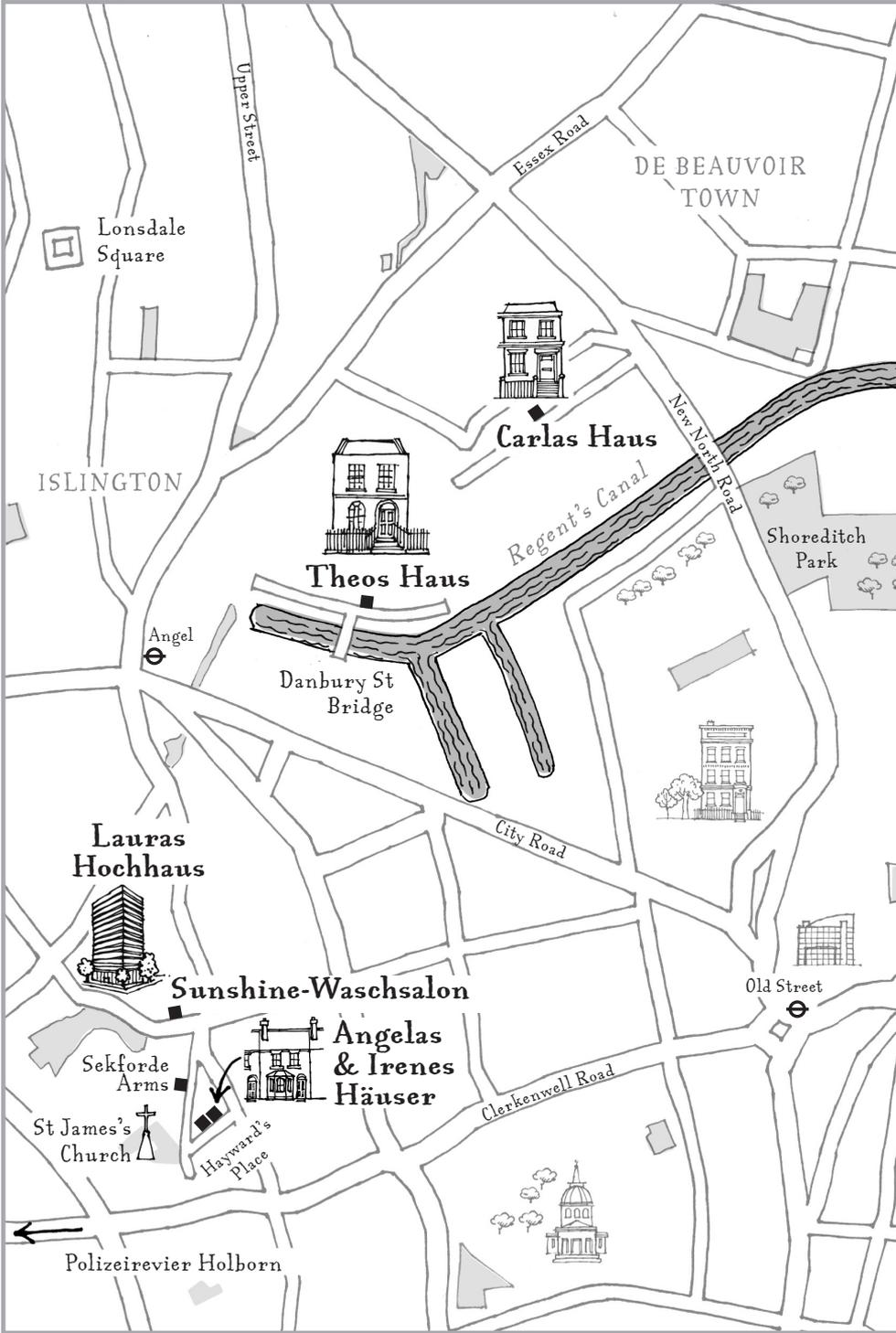
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-0782-4

www.blanvalet.de

Dieses Buch ist dem Andenken
an Liz Hohenadel Scott gewidmet,
die mit ihrem Strahlen die Welt
zu einem wärmeren Ort machte.
Sie wird uns fehlen.



Lonsdale Square

DE BEAUVOIR TOWN

ISLINGTON

Carlas Haus

Theos Haus

Angel

Danbury St Bridge

Shoreditch Park

Lauras Hochhaus

City Road

Sunshine-Waschsalon

Old Street

Sekforde Arms

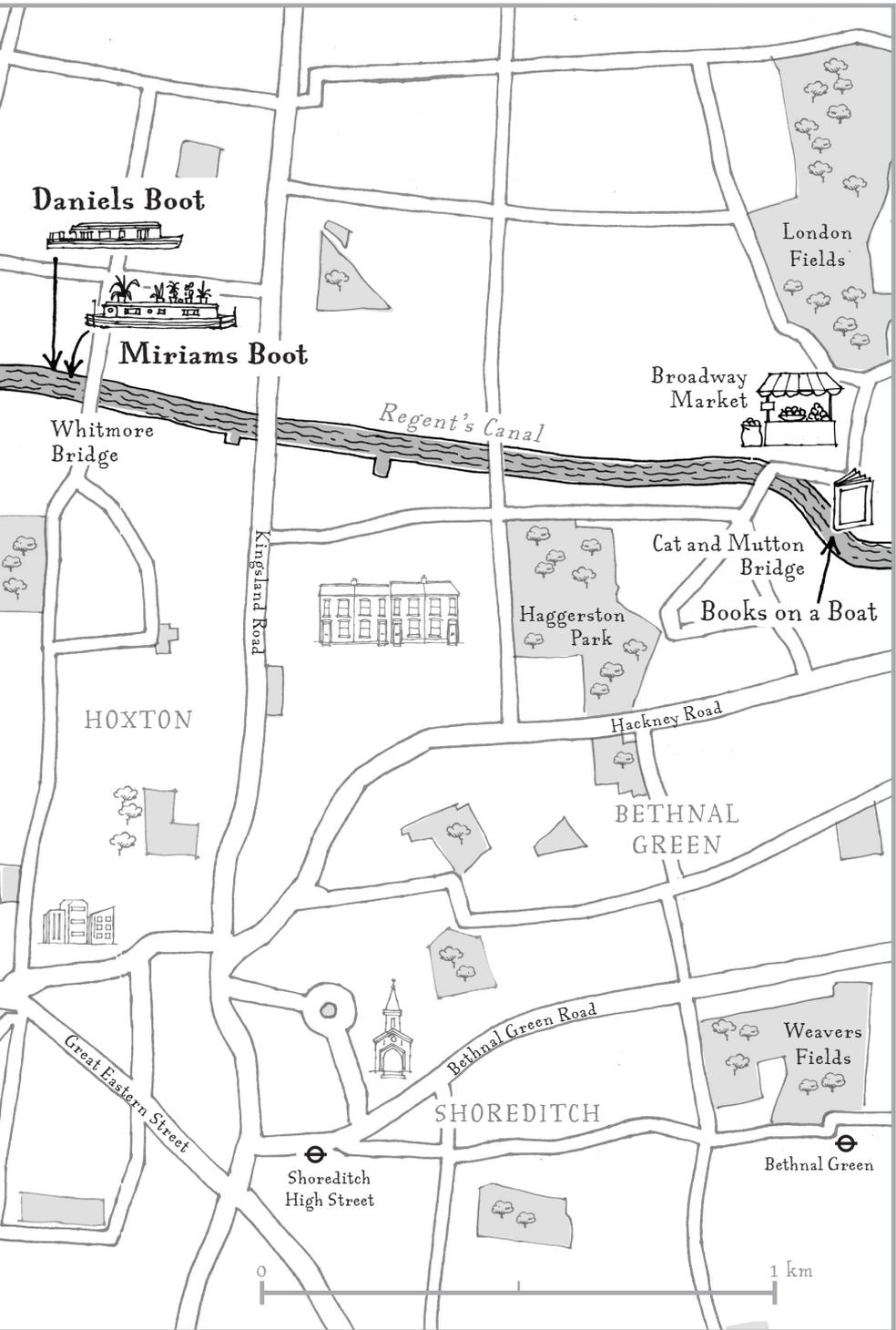
Angelas & Irenes Häuser

St James's Church

Hayward's Place

Clerkenwell Road

Polizeiervier Holborn



Daniels Boot



Miriams Boot

Whitmore Bridge

Regent's Canal



Broadway Market

London Fields

Haggerston Park

Cat and Mutton Bridge

Books on a Boat

HOXTON

Hackney Road

BETHNAL GREEN

Bethnal Green Road

Weavers Fields

SHOREDITCH

Great Eastern Street

Shoreditch High Street

Bethnal Green



»manche sind dazu bestimmt, Aasvögel zu sein,
& andere, umkreist zu werden.«

Emily Skaja, My History As

Blutbesudelt taumelt das Mädchen in die Schwärze. Ihre Kleidung ist zerrissen, hängt ihr in Fetzen vom Leib und entblößt blasse Haut. Einen Schuh hat sie verloren, der Fuß blutet. Alles tut weh, doch der Schmerz hat jede Bedeutung verloren, ist überblendet von tieferem Leid.

Ihr Gesicht ist eine Maske des Grauens, ihr Herz eine Trommel, ihr Atem das Hecheln eines Fuchses, der in sein Versteck gehetzt ist.

Die nächtliche Stille wird von einem leisen Dröhnen durchbrochen. Ein Flugzeug? Das Mädchen wischt sich Blut aus den Augen, schaut zum Himmel und sieht nichts als Sterne.

Das Dröhnen wird lauter, tiefer. Ein Auto, das den Gang wechselt? Hat sie es zur Hauptstraße geschafft? Ihr wird leichter ums Herz, und irgendwoher nimmt sie Kraft loszurennen.

Das Licht in ihrem Rücken spürt sie eher, als dass sie es sieht. Sie spürt, wie ihr Körper inmitten der Schwärze von hinten angestrahlt wird, aus Richtung der Farm. Sie dreht sich um.

Sie weiß, ehe sie ihn sieht, dass er sie entdeckt hat. Sie weiß, ehe sie ihn sieht, dass es sein Gesicht hinter dem

Lenkrad ist. Sie erstarrt. Eine Sekunde zögert sie, dann verlässt sie die Straße, rennt um ihr Leben, durch einen Graben, über einen Holzzaun. Sie taumelt in das Feld dahinter, rennt blindlings weiter, stürzt, rappelt sich wieder hoch, alles ohne einen Mucks. Was würde Schreien schon helfen?

Als er sie einholt, packt er ihr Haar und zerrt sie zu Boden. Sie kann seinen Atem riechen. Sie weiß, was er ihr gleich antut. Sie weiß, was kommt, sie hat es ihn bereits tun sehen, sie hat gesehen, was er ihrer Freundin angetan hat, wie brutal er...

»Herr im Himmel«, murmelte Irene, schlug das Buch zu und warf es auf den Haufen für den Wohltätigkeitsbuchladen. »Was für ein Stuss.«

1

In Lauras Kopf meldete sich Deidre zu Wort: *Dein Problem ist, dass du die falschen Entscheidungen fällst.*

Fuck, du hast so was von recht, Deidre. Nicht dass Laura so etwas je sagen oder auch nur denken würde, aber die Deidre aus ihrer Vorstellung hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Schließlich stand Laura gerade schlotternd in ihrem Bad, und Blut pulsierte heiß aus der Schnittwunde in ihrem Arm. Sie beugte sich vor und lehnte die Stirn gegen den Spiegel, damit sie sich nicht länger in die Augen sehen musste, allerdings war nach unten zu schauen noch schlimmer, weil sie da sehen konnte, wie das Blut floss, und davon wurde ihr schummrig und übel, als müsste sie sich jeden Moment übergeben. So viel Blut. Der Schnitt war tiefer als gedacht. Sie sollte in die Notaufnahme fahren. Auf keinen Fall würde sie in die Notaufnahme fahren. Falsche Entscheidungen.

Als die Blutung endlich nachzugeben schien, zog Laura ihr T-Shirt aus und ließ es auf den Boden fallen, sie stieg aus Jeans und Slip, wand sich aus ihrem BH, atmete scharf ein, als der BH-Verschluss über den Schnitt kratzte, und zischte: »Mist, Mist verfluchter Mist!«

Sie warf auch den BH zu Boden und stieg in die Badewanne, drehte die Dusche auf und stand bibbernd unter dem kümmerlichen Rinnsal von brühend heißem Wasser (in ihrer Dusche hatte sie nur die Wahl zwischen brühend heiß und eiskalt). Immer wieder fuhr sie mit den verschrumpelten Fingerspitzen über die knochenweißen, wunderschönen Narben: Hüfte, Schenkel, Hinterkopf. *Schau dich an*, sagte sie leise, *schau dich an*.

Mit dem halbherzig in mehrere Rollen Klopapier gewickelten Unterarm und einem fadenscheinigen Badetuch um den Leib setzte Laura sich hinterher auf das hässliche graue Kunstledersofa in ihrem Wohnzimmer und rief ihre Mutter an. Die Mailbox sprang an, und sie legte auf. Wozu Guthaben verschwenden? Als Nächstes rief sie ihren Vater an. »Alles im Lot, Hase?« Sie konnte Geräusche im Hintergrund hören, das Radio. BBC 5 Live, der Nachrichtensender.

»Dad.« Sie hatte einen Kloß im Hals und schluckte.

»Was gibt's?«

»Dad, kannst du vorbeikommen? Ich... Ich hab eine schlimme Nacht hinter mir, ich hab mich gefragt, ob du kurz vorbeikommen könntest. Ich weiß, es ist eine ziemliche Fahrerei, aber ich...«

»*Nein, Philip.*« Deidre, die im Hintergrund durch die zusammengebissenen Zähne zischte. »*Wir sind heute beim Bridge.*«

»Dad? Kannst du den Lautsprecher ausschalten?«

»Liebes, ich...«

»Im Ernst, kannst du den Lautsprecher ausschalten?«

Ich will ihre Stimme nicht hören, sonst muss ich sofort irgendwas abfackeln ...«

»Jetzt komm schon, Laura ...«

»Vergiss es, Dad, ist schon gut.«

»Ganz bestimmt?«

Nein nein nein verfluchte Scheiße nein. »Ja, sicher. Es geht schon. Es wird schon gehen.«

Auf dem Weg ins Schlafzimmer trat sie auf ihre Jacke, die sie im Flur fallen gelassen hatte, weil sie es so eilig gehabt hatte, ins Bad zu kommen. Sie hob sie auf. Der Ärmel war zerrissen, Daniels Uhr steckte noch in der Tasche. Sie holte die Uhr heraus, drehte sie um, streifte sie sich übers Handgelenk. Das Toilettenpapier um ihren Unterarm erblühte scharlachrot, erneut pulsierte das Blut sanft pochend aus ihr heraus. Ihr wurde schwindlig. Im Bad ließ sie die Uhr ins Waschbecken fallen, riss den Papierverband ab, ließ das Handtuch auf den Boden rutschen. Stieg wieder unter die Dusche.

Sie kratzte sich mit einer Schere die Fingernägel sauber und schaute zu, wie das Wasser rosa über ihre Füße floss. Sie schloss die Augen. Sie hörte Daniels Stimme – *Was stimmt nicht mit dir?* – und Deidres Stimme – *Nein, Philip, wir sind heute beim Bridge* – und ihre eigene: *Irgendwas abfackeln. Abfackeln abfackeln abfackeln.*

2

Jeden zweiten Sonntag leerte Miriam die Toilette. Dazu musste sie den (immer wieder überraschend und unangenehm schweren) Tank aus der kleinen Bordtoilette im Heck heben, ihn durch die Kabine und vom Boot auf den Uferweg tragen und von dort gute hundert Meter zu den Waschräumen, wo der Inhalt in die Entsorgungsstation gekippt und weggespült wurde und der Tank ausgewaschen werden musste, um Rückstände zu entfernen. Einer der weniger idyllischen Aspekte des Lebens auf einem Kanalboot und eine Aufgabe, die sie lieber in aller Frühe erledigte, wenn sonst niemand unterwegs war. So würdelos, die eigene Scheiße zwischen Spaziergängern, Hundebesitzern und Joggern rumschippern zu müssen.

Draußen auf dem Achterdeck vergewisserte sie sich, dass der Weg frei war – dass keine Hindernisse lauerten, Fahrräder oder Flaschen (Menschen konnten extrem asozial sein, vor allem am späten Samstagabend). Es war ein strahlender Morgen, kalt für März, wenngleich ein paar weiße Knospen an frisch glänzenden Platanen- und Birkenzweigen schon einen Hauch Frühling verbreiteten.

Kalt für März, und trotzdem stand die Kabinentür des

Kanalboots nebenan offen, wie schon am Vorabend. Das war ungewöhnlich. Aber wie es sich traf, hatte sie mit dem jungen Mann, der auf dem Nachbarboot wohnte, ohnehin über die zulässige Liegedauer sprechen wollen: Er beanspruchte seinen Liegeplatz inzwischen seit sechzehn Tagen, zwei Tage länger als erlaubt, und sie hatte sich vorgenommen, ihm klarzumachen, dass es für ihn Zeit wurde abzulegen, auch wenn das eigentlich nicht ihr Job, nicht ihre Pflicht war, andererseits gehörte sie – im Gegensatz zu den meisten hier – zum Inventar, und damit ging ein besonderes Verantwortungsgefühl einher.

So erzählte Miriam es jedenfalls DI Barker, als der sie später fragte: *Wie sind Sie überhaupt auf die Idee gekommen nachzusehen?* Der Detective Inspector saß ihr mit hängenden Schultern und rundem Rücken direkt gegenüber. Fast berührten sich ihre Knie. Ein Kanalboot war für große Männer nicht gemacht, und Barker war ein ausgesprochen großer Mann mit einem Kopf wie eine Billardkugel und einem verstörten Gesichtsausdruck, so als hätte er geplant, den Tag ganz anders zu verbringen, mit etwas Lustigem, mit seinen Kindern im Park zum Beispiel, statt jetzt hier mit ihr zu sitzen, und als wäre er darüber nicht glücklich.

»Haben Sie irgendetwas angefasst?«, fragte er.

Hatte sie? Irgendetwas angefasst? Miriam schloss die Augen. Sie sah vor sich, wie sie ungeduldig gegen das Fenster des blau-weißen Bootes klopfte. Wie sie auf eine Reaktion, eine Stimme, ein Zucken des Vorhangs war-

tete. Wie sie sich bückte, als keine Reaktion kam, und wie ihr Versuch, in die Kabine zu schauen, an der Gardine und einer bestimmt jahrzehntealten Schicht aus Stadt- und Flussschmutz scheiterte. Wie sie noch einmal klopfte und dann, nach ein paar Sekunden, hinten aufs Achterdeck stieg. *Hallo? Jemand zu Hause?*

Sie sah sich selbst, wie sie an der Kabinentür zog, ganz sachte nur, und wie ihr eine Duftschwade in die Nase wehte, der Geruch von Eisen, Fleisch und Hunger. *Hallo?* Wie sie die Tür ganz aufzog und die Stufen in die Kabine hinunterstieg und ihr das letzte *Hallo* im Hals stecken blieb, als sie alles vor sich sah: den auf dem Boden liegenden Jungen – nein, keinen Jungen, einen jungen Mann –, das viele Blut, das breite Lächeln, das man ihm in die Kehle geschlitzt hatte.

Sie sah sich selbst schwanken, die Hand vor den Mund pressen und einen schwindelerregenden Augenblick lang vorwärtskippen, bis sie mit der Hand an der Theke Halt fand. *O Gott.*

»Ich habe die Theke angefasst«, erklärte sie dem Detective. »Ich glaube, ich habe mich an der Theke festgehalten, gleich vorn links, wenn man in die Kabine kommt. Ich habe ihn gesehen und dachte ... Also, ich ... Mir wurde übel.« Sie wurde rot. »Aber übergeben hab ich mich nicht, da noch nicht. Draußen ... Es tut mir leid, ich ...«

»Nicht so schlimm.« Barker sah ihr immer noch in die Augen. »Machen Sie sich deswegen keine Gedanken. Was haben Sie dann gemacht? Sie haben die Leiche gesehen, sich an der Theke festgehalten ...?«

Der Gestank war ihr in die Nase gestiegen. Unter dem Blut, all diesem Blut hatte sie noch etwas gerochen, etwas Älteres, süßlich und faulig, wie Lilien, die zu lange in der Vase standen. Dieser Geruch, gepaart mit seinem Anblick, dem unmöglich zu widerstehen war, dem schönen, toten Gesicht, den langen Wimpern um die glasierten Augen, den vollen Lippen über den ebenmäßigen weißen Zähnen ... Rumpf, Hände und Arme waren blutüberströmt, die Fingerspitzen in den Boden gekrallt. Als hätte er sich noch festhalten wollen. Sie wollte sich gerade umdrehen und gehen, als ihr Blick am Boden hängen blieb, an einem Fremdkörper – an einem silbernen Aufblitzen, halb eingesunken in klebrigem, fast schwarzem Blut.

Nach Luft schnappend und würgend stolperte sie aus der Kabine. Sie erbrach sich auf den Uferweg, wischte sich den Mund ab und schrie: »Hilfe! Polizei!«, aber es war Sonntagmorgen, kaum halb acht und niemand unterwegs. Der Uferweg war verwaist, selbst die Straße oben war still, nichts war zu hören außer dem Brummen des Generators und dem Gezeter einiger langsam vorbeischwimmender Sumpfhühner. Sie sah zur Kanalbrücke hoch und meinte dort jemanden zu sehen, nur ganz kurz, doch schon im nächsten Moment war niemand mehr da, sie war wieder allein und erfüllt von lähmender Angst.

»Ich bin wieder raus«, erzählte Miriam dem Detective. »Ich bin sofort runter vom Boot und ... hab die Polizei gerufen. Ich habe mich übergeben, dann bin ich zu meinem Boot gelaufen und habe die Polizei gerufen.«

»Okay. Okay.«

Sie hob den Blick. Er sah sich um, begutachtete die winzige, aufgeräumte Kabine, die Bücher über dem Spülbecken (*Das One Pot Kochbuch, Gemüse neu entdeckt*), die Kräuter auf der Fensterbank, Basilikum und Koriander in Plastiktöpfen, den halb verholzten Rosmarin im rot glasierten Übertopf. Sein Blick wanderte über das mit Taschenbüchern vollgestopfte Regal, über das staubige Einblatt und das gerahmte Foto eines wenig ansehnlichen Paares mit einem grobknochigen Kind in der Mitte. »Sie leben allein hier?«, fragte er, auch wenn es nicht wirklich nach Frage klang. Sie konnte ihm ansehen, was er dachte. *Alte Vettel, Baumschmuserin, Sauerteigzüchterin, Nachbarschaftsspitzel. Die in alles ihre Nase reinsteckt.* Miriam wusste, was ihre Mitmenschen von ihr hielten.

»Kennen Sie ... Haben Sie engeren Kontakt zu Ihren ... Nachbarn? Kann man da von Nachbarn sprechen? Eigentlich nicht, wenn sie immer nur ein paar Wochen hier sind, oder?«

Miriam zuckte mit den Schultern. »Manche kommen regelmäßig, sie haben ihre Lieblingsstrecken, Flussabschnitte, die sie besonders gern befahren, manche lernt man also durchaus kennen. Wenn man das möchte. Man kann aber auch für sich bleiben, wenn einem das lieber ist ... so wie mir.«

Der Detective sagte nichts, sondern sah sie nur mit leerem Blick an. Er versuchte eindeutig, sich ein Urteil über sie zu bilden, und hinterfragte ihre Antworten, glaubte nicht unbedingt, was sie ihm erzählte.

»Was ist mit ihm? Mit dem Mann, den Sie heute Morgen gefunden haben?«

Miriam schüttelte den Kopf. »Den hab ich nicht gekannt. Ich habe ihn nur ein paarmal gesehen, wir haben ... Also, man kann nicht sagen, dass wir miteinander geredet hätten. Ich hab Hallo gesagt oder ihm einen guten Morgen oder so gewünscht, und er hat geantwortet. Das war's.«

(Nicht ganz: Es stimmte, dass sie ihn nur ein paarmal gesehen hatte, seit er hier festgemacht hatte, und dass sie ihn sofort als Amateur eingestuft hatte. Das Schiff war ein Wrack – der Lack blättrig, die Türstürze rostig, der Schornstein windschief –, während er selbst viel zu adrett aussah für jemanden, der auf dem Kanal lebte. Saubere Kleidung, weiße Zähne, keine Piercings, keine Tattoos. Jedenfalls keine sichtbaren. Ein gut aussehender junger Mann, recht groß, dunkelhaarig, dunkeläugig, das Gesicht ebenmäßig und kantig. Als sie ihn das erste Mal gesehen hatte, hatte sie ihm einen guten Morgen gewünscht, und als er lächelnd zu ihr hochgesehen hatte, hatten sich ihr die Nackenhaare aufgestellt.

Das war ihr damals aufgefallen. Nicht dass sie es dem Detective erzählen würde. *Als ich ihn das erste Mal sah, hatte ich gleich ein komisches Gefühl...* Er würde sie nur für verschroben halten. Auf jeden Fall war ihr im Nachhinein klar, was es gewesen war, was sie damals gespürt hatte: keine Vorahnung oder etwas ähnlich Lächerliches, sondern ein *Erkennen*.

Es war *die* Gelegenheit. Genau das hatte sie damals ge-

dacht, sobald sie begriffen hatte, wer dieser Junge war, nur hatte sie nicht gewusst, wie sie die Gelegenheit am geschicktesten nutzen sollte. Jetzt, da er tot war, schien es fast, als wäre alles vorherbestimmt gewesen. Ein glücklicher Zufall.)

»Mrs. Lewis?« Detective Barker wollte irgendetwas von ihr wissen.

»Miss«, stellte Miriam richtig.

Er schloss kurz die Augen. »Miss Lewis ... Können Sie sich erinnern, ob Sie ihn mit jemand anderem gesehen haben? Hat er vielleicht mit jemandem geredet?«

Sie zögerte und nickte dann. »Er hatte Besuch. Vielleicht ein paarmal ... Vielleicht hatte er noch anderen Besuch, aber ich hab nur die eine Frau gesehen. Älter als er, eher in meinem Alter, vielleicht Mitte fünfzig? Silbergraues Haar, ganz kurz geschnitten. Eine dünne Frau, ziemlich groß, wenn Sie mich fragen, vielleicht einen Meter fünfundsiebzig, kantiges Gesicht ...«

Barker zog eine Braue hoch. »Sie konnten sie so genau sehen?«

Miriam zuckte erneut mit den Schultern. »Schon ... Ich bin eine gute Beobachterin. Ich halte die Augen offen.« Warum sollte sie ihn nicht in seinen Vorurteilen bestätigen? »Aber sie wäre auch jedem anderen aufgefallen. Sie war nicht zu übersehen: der Haarschnitt, die Kleider ... Sie sah *teuer* aus.«

Der Detective schrieb sich alles auf, und Miriam war sicher, dass es nicht lange dauern würde, bis er genau wusste, von wem sie sprach.

Nachdem der Detective gegangen war, sperrte die Polizei den Uferweg zwischen De Beauvoir und Shepperton und verlegte alle Boote bis auf das des Toten – den Tatort – und ihres. Erst hatte man auch sie wegschicken wollen, aber sie hatte klargestellt, dass sie nirgendwo hinkonnte; wo wollte man sie denn unterbringen? Der sommersprossige junge Polizist mit Piepsstimme, mit dem sie sprach, reagierte verunsichert auf die Verlagerung der Verantwortung von ihren Schultern auf seine, er sah zum Himmel und dann runter ins Wasser, den Kanal auf und ab und schließlich wieder zu ihr, dieser kleinen, dicken, harmlosen Frau mittleren Alters, und gab sich geschlagen. Er hielt über Funk Rücksprache und erklärte ihr dann, dass sie bleiben könne. »Sie dürfen aber nur bis zu Ihrer ... ähm ... *Wohnung* gehen«, sagte er, »nicht weiter.«

Am Nachmittag saß Miriam auf dem Achterdeck im fahlen Sonnenschein und genoss die ungewohnte Stille auf dem abgesperrten Kanal. Mit einer Decke über den Schultern und einem Becher Tee neben sich sah sie den Polizisten und Kriminaltechnikern zu, wie sie hin und her eilten, mit Hunden anrückten und Booten, den Uferweg und das Gebüsch absuchten und im trüben Wasser stocherten.

Sie fühlte sich eigenartig ausgeglichen, wenn man bedachte, was für ein Tag hinter ihr lag, und beinahe optimistisch bei der Aussicht auf all das, was sich ihr jetzt eröffnete. In der Tasche ihrer Strickjacke tastete sie über den kleinen, immer noch blutverklebten Schlüssel mit

Anhänger, den sie vom Bootsboden aufgehoben hatte – den Schlüssel, dessen Existenz sie dem Detective verheimlicht hatte, ohne genau zu überlegen, warum.

Es war der reine Instinkt gewesen.

Sie hatte ihn neben dem Leichnam des Jungen funkeln sehen – einen Schlüssel. An einem kleinen hölzernen Schlüsselanhänger in Form eines Vogels. Sie hatte ihn sofort wiedererkannt, sie hatte ihn am Bund der Jeans hängen sehen, die Laura vom Waschsalon immer trug – die irre Laura, wie sie genannt wurde. Miriam fand sie eigentlich ganz nett und ganz und gar nicht irre. Laura, die – beschwipst, vermutete Miriam – am Arm dieses schönen Jungen an Bord des schäbigen Kahns gewankt war. Vor zwei Nächten? Oder drei? Es stand in ihrem Notizbuch – wer kam und ging, zählte zu den Dingen, die sie sich notierte, sobald ihr etwas auffiel.

In der Abenddämmerung trugen sie die Leiche aus dem Boot: die Treppe hinauf und auf die Straße, wo schon ein Krankenwagen wartete. Aus Respekt stand Miriam auf, als sie an ihr vorbeigingen, schlug den Blick nieder und sprach ein stilles, ungläubiges *Geh mit Gott*.

Danach flüsterte sie ein *Danke*. Denn indem er sein Boot neben ihrem vertäut und sich brutal hatte ermorden lassen, hatte Daniel Sutherland ihr eine Möglichkeit eröffnet, die sie sich auf keinen Fall entgehen lassen konnte: die Möglichkeit, das Unrecht zu rächen, das ihr angetan worden war.

Allein und wider Erwarten leicht verängstigt angesichts der Dunkelheit und ungewohnten Stille zog sie

sich in ihre Kabine zurück, verriegelte die Tür und sicherte sie zusätzlich mit einem Vorhängeschloss. Sie holte Lauras Schlüssel aus der Tasche und legte ihn in die kleine Holzkiste im obersten Regalfach. Am Donnerstag war Wäschetag. Vielleicht würde sie ihn Laura dann zurückgeben.

Oder auch nicht.

Wer konnte schon wissen, was sich irgendwann als nützlich erweisen würde?

3

»Mrs. Myerson? Möchten Sie sich setzen? So. Atmen Sie tief durch. Sollen wir jemanden für Sie anrufen, Mrs. Myerson?«

Carla sank auf ihr Sofa. Sie klappte nach vorn, presste das Gesicht auf die Knie. Sie winselte wie ein Hund. »Theo«, stieß sie hervor. »Rufen Sie bitte Theo an. Meinen Mann. Meinen Ex-Mann. Die Nummer ist in meinem Handy.« Sie richtete sich auf, suchte das Zimmer ab, konnte das Handy aber nirgends finden. »Ich weiß nicht, wo es liegt, ich weiß nicht, wo ich...«

»In Ihrer Hand, Mrs. Myerson«, erklärte ihr die Detective nachsichtig. »Sie halten es in der Hand.«

Carla sah nach unten. Sie hielt ihr Handy tatsächlich in der heftig zitternden Hand. Kopfschüttelnd reichte sie es der Polizistin. »Ich werde noch verrückt...«

Die Frau verzog die Lippen zu einem schmalen Lächeln und legte die Hand kurz auf Carlas Schulter. Dann ging sie mit dem Handy nach draußen, um zu telefonieren.

Ihr Kollege, DI Barker, räusperte sich. »Soweit wir wissen, ist Daniels Mutter verstorben, stimmt das?«

Carla nickte. »Vor sechs... nein, acht Wochen.« Sie sah, wie die Brauen des Detectives nach oben zuckten, dorthin, wo früher vermutlich sein Haaransatz gewesen war. »Meine Schwester ist gestürzt«, erläuterte Carla, »zu Hause, das war kein... Es war ein Unfall.«

»Und haben Sie eine Adresse oder Telefonnummer von Daniels Vater?«

Carla schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht. Er lebt in Amerika, schon lange. Er spielt keine Rolle in Daniels Leben, er hat nie eine gespielt. Es gab immer nur...« Carla versagte die Stimme. Sie holte tief Luft und atmete langsam wieder aus. »Es gab immer nur Angela und Daniel. Und mich.«

Barker nickte. Er stand stocksteif vor dem Kamin und wartete stumm, bis Carla sich wieder gefangen hatte. »Sie leben noch nicht lange hier?«, fragte er nach einer – wie er es wohl einschätzte – angemessen respektvollen Pause. Verwirrt blickte sie zu ihm auf, und er zeigte auf die Kartons auf dem Esszimmerboden und die an der Wand lehrenden Gemälde.

Carla schnäuzte sich laut. »Die Bilder will ich seit fast sechs Jahren aufhängen. Vielleicht komme ich ja eines Tages dazu, Bilderhaken zu besorgen. Die Kartons sind aus dem Haus meiner Schwester. Briefe, Sie wissen schon, Fotos. Dinge, die nicht im Müll landen sollen.«

Barker nickte. Er verschränkte die Arme, verlagerte das Gewicht und öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch die zuschlagende Haustür kam ihm dazwischen. Carla zuckte zusammen. Seine Kollegin, Detective Constable

Chalmers, trippelte ins Zimmer und schlug verlegen den Blick nieder. »Mr. Myerson ist schon unterwegs. Er ist gleich da.«

»Er wohnt nur fünf Minuten von hier«, sagte Carla. »In der Noel Road. Kennen Sie die? In den Sechzigern hat dort Joe Orton gewohnt, der Theaterautor. Dort haben sie ihn auch umgebracht – zu Tode geprügelt, glaube ich, oder haben sie ihn erstochen?«

Die Detectives sahen einander ausdruckslos an.

»Das war wahrscheinlich nicht ... *sachdienlich*.« Einen grauenvollen Moment lang glaubte Carla, sie müsste loslachen. Warum hatte sie das erwähnt? Wieso redete sie von Joe Orton, von Menschen, die zu Tode geprügelt worden waren? Sie wurde *wirklich* verrückt, doch Barker und Chalmers schienen es nicht zu bemerken, oder es störte sie nicht. Vielleicht verhielten sich alle Menschen wie Geisteskranke, wenn ihnen eröffnet wurde, dass ein Angehöriger ermordet worden war.

»Wann haben Sie Ihren Neffen zuletzt gesehen, Mrs. Myerson?«, wollte Barker wissen.

Bei Carla setzte die Erinnerung aus. »Ich ... *Jesus*, ich hab ihn ... in Angelas Haus getroffen, im Haus meiner Schwester. Das ist nicht weit von hier, ungefähr zwanzig Minuten zu Fuß am anderen Kanalufer, am Hayward's Place. Ich war dabei, ihre Sachen zu sortieren, und Daniel kam vorbei, um ein paar Dinge zu holen – er hatte schon ewig nicht mehr dort gewohnt, aber in seinem früheren Zimmer lagen noch Sachen von ihm, hauptsächlich Skizzenbücher. Er war künstlerisch begabt. Er hat

Comics gezeichnet, ganze Bücher.« Sie erschauerte. »Wann war das noch mal – vor einer Woche? Oder zwei? Gott, ich kann mich nicht mehr erinnern, mein Hirn ist *Pudding*, ich ...« Sie kratzte sich die Kopfhaut, schob die Finger durch die kurz geschnittenen Haare.

»Schon gut, Mrs. Myerson«, sagte Chalmers. »Die Details können wir später klären.«

»Wie lange hatte er denn unten auf dem Kanal gewohnt?«, fragte Barker. »Wissen Sie vielleicht, wann er ...«

Der Türklopfer schlug hart an, und Carla schreckte erneut zusammen. »Theo«, hauchte sie und war schon halb aufgestanden. »Gott sei Dank.«

Chalmers war vor Carla an der Tür und ließ den rotgesichtigen, schwitzenden Theo herein.

»Jesus, Cee!« Er schloss Carla fest in die Arme. »Was ist denn passiert, um Himmels willen?«

Die Polizisten gingen ein weiteres Mal alles durch: dass Carlas Neffe Daniel Sutherland am Morgen tot aufgefunden worden sei, auf einem Hausboot, das nahe der De Beauvoir Road auf dem Regent's Canal festgemacht hatte. Dass jemand mehrfach auf ihn eingestochen habe. Dass er mutmaßlich vierundzwanzig bis sechsunddreißig Stunden vor seinem Auffinden getötet worden sei, die Zeitspanne aber im weiteren Verlauf noch eingegrenzt werde. Sie erkundigten sich nach Daniels Arbeitsverhältnis und Freunden, ob sie von Geldproblemen wüssten und ob er Drogen genommen habe.

Sie wussten nichts.

»Sie standen sich nicht sehr nahe?«, mutmaßte Chalmers.

»Ich kannte ihn kaum«, erwiderte Theo. Er saß neben Carla und rieb sich mit dem Zeigefinger über den Scheitel, so wie immer, wenn er nervös war.

»Mrs. Myerson?«

»Nahe nicht, nein. Nicht... wirklich. Ich hab meine Schwester nicht mehr oft gesehen, wissen Sie...«

»Obwohl sie gleich am anderen Kanalufer gewohnt hat?«, piepste Chalmers dazwischen.

»Nein.« Carla schüttelte den Kopf. »Wir... Mit Daniel hatte ich schon länger nichts mehr zu tun. So gut wie gar nichts mehr. Nicht mehr, seit er ein kleiner Junge war. Wie gesagt, ich hab ihn erst wiedergesehen, als meine Schwester gestorben war. Er hatte ja einige Zeit im Ausland gelebt, in Spanien, glaube ich.«

»Wann ist er auf das Boot gezogen?«, fragte Barker.

Carla presste die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Ehrlich nicht.«

»Wir hatten keine Ahnung, dass er dort wohnt«, ergänzte Theo, und Barker sah ihn scharf an.

»Dabei hat er doch in Ihrer Nähe gewohnt? Noel Road, richtig? Wie weit ist das – etwa eine Meile?«

Theo zuckte mit den Achseln und massierte sich die Stirn so fest, dass die Haut unter seinem Haaransatz rosa wurde. Er sah aus, als wäre er in der Sonne gewesen. »Mag sein, trotzdem hatte ich keine Ahnung, dass er dort wohnte.«

Die Detectives wechselten einen Blick. »Mrs. Myerson?« Barker sah sie an.

Carla schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung«, wiederholte sie leise.

Die Detectives verstummten. Sie schienen abzuwarten, ob Carla noch etwas anfügen wollte – ob sie von sich aus noch etwas sagen wollte. Oder Theo.

Er tat ihnen den Gefallen. »Sie sagten ... vierundzwanzig Stunden, richtig? Vierundzwanzig bis sechsunddreißig Stunden?«

Chalmers nickte. »Unseren Schätzungen zufolge liegt der Todeszeitpunkt zwischen zwanzig Uhr am Freitagabend und acht Uhr am Samstagmorgen.«

»Oh.« Theo massierte erneut seine Stirn und sah aus dem Fenster.

»Fällt Ihnen dazu etwas ein, Mr. Myerson?«

»Ich hab ein Mädchen gesehen«, sagte Theo, »am Samstagmorgen. Ziemlich früh – vielleicht um sechs? Sie ging draußen auf dem Uferweg an meinem Haus vorbei. Ich war in meinem Arbeitszimmer und kann mich noch daran erinnern, weil sie geblutet hat. Im Gesicht. Auf ihren Sachen war auch Blut, glaube ich – sie war nicht darin gebadet oder so, aber ... sie war voller Blut.«

Carla starrte ihn mit offenem Mund an. »Was redest du denn da? Wieso hast du mir das nicht erzählt?«

»Du hast geschlafen. Ich war gerade aufgestanden, ich wollte Kaffee machen und meine Zigaretten aus dem Arbeitszimmer holen. Ich hab sie durchs Fenster gesehen, sie war jung, nicht viel älter als zwanzig, und sie

kam den Uferweg entlang. Sie humpelte. Oder torkelte vielleicht? Ich dachte, sie wäre betrunken. Ich... Ich hab mir nichts weiter dabei gedacht, London ist voll von Betrunkenen, oder? Zu dieser Uhrzeit sieht man oft Leute auf dem Heimweg...«

»Blutverschmierte Leute?«, hakte Barker nach.

»Na, das vielleicht nicht... Das mit dem Blut eher nicht. Darum ist sie mir auch im Gedächtnis geblieben. Ich dachte, sie wäre vielleicht gestürzt oder in eine Rauferei geraten. Ich dachte...«

»Wieso hast du mir nichts davon erzählt?«, fragte Carla erneut.

»Du hast *geschlafen*, Cee, ich wusste doch nicht...«

»Mrs. Myerson hat bei Ihnen zu Hause geschlafen?«, fiel Chalmers ihm stirnrunzelnd ins Wort. »Habe ich das richtig verstanden? Sie haben die Nacht bei Mr. Myerson verbracht?«

Carla nickte langsam. Sie wirkte zutiefst verwirrt. »Wir hatten am Freitagabend zusammen gegessen, ich blieb über Nacht...«

»Wir sind zwar getrennt, aber wir verstehen uns immer noch gut, wir haben oft...«

»Das *interessiert* sie nicht, Theo«, ging Carla scharf dazwischen, und Theo zuckte zusammen. Carla presste sich ein Kleenex unter die Nase. »Verzeihung. Tut mir *leid*. Aber das ist doch nicht wichtig, oder?«

»Wir wissen nie, was sich später als wichtig erweist«, sagte Barker unergründlich und ging langsam in Richtung Flur. Dort händigte er Visitenkarten aus, sagte zu

Theo noch was von offizieller Identifizierung, familiären Verbindungen, dass sie in Kontakt bleiben würden, und Theo nickte, schob die Visitenkarte in seine Hosentasche und gab dem Detective die Hand.

»Woher wussten Sie, dass er tot war?«, fragte Carla unvermittelt. »Ich meine, wer hat ... Wer hat die Polizei alarmiert? Wer hat ihn gefunden?«

Chalmers sah erst ihren Vorgesetzten, dann wieder Carla an. »Eine Frau.«

»Eine Frau?«, fragte Theo. »Eine Freundin? War sie jung? Schlank? Ich denke gerade wieder an diese Frau, die ich gesehen habe, die mit dem Blut, vielleicht hat sie ...«

Chalmers schüttelte den Kopf. »Nein, es war eine Nachbarin von einem anderen Kanalboot, keine junge Frau, eher mittleren Alters, würde ich sagen. Ihr war aufgefallen, dass das Boot schon länger nicht mehr bewegt worden war, darum wollte sie nach ihm sehen.«

»Sie hat also nichts mitbekommen?«, fragte Theo.

»Tatsächlich hat sie uns sehr geholfen«, sagte Barker. »Eine hervorragende Beobachterin.«

»Gut.« Theo massierte sich wieder den Scheitel. »Sehr gut.«

»Eine gewisse Mrs. Lewis«, ergänzte Barker, und Chalmers korrigierte ihn: »Miss.«

»Richtig«, sagte er, und Carla sah Theo erbleichen, während Barker fortfuhr: »Miss Miriam Lewis.«

4

»Er hat angefangen, okay? Bevor Sie irgendwas sagen – *er* hat angefangen.«

Sie hatten schon auf sie gewartet, als sie nach Hause kam, garantiert, denn sie hatten genau dreißig Sekunden nach ihrer Rückkehr vom Discounter gegen ihre Wohnungstür gehämmert. Sie war nicht mal wieder zu Atem gekommen – ihre Wohnung lag im siebten Stock, und die Aufzüge waren natürlich kaputt, aber schon waren sie da gewesen, und das machte sie einfach wütend und nervös obendrein. Also plapperte sie los, wie eine Vollidiotin, obwohl sie genau wusste, dass das ein Fehler war. Schließlich hatte sie nicht zum ersten Mal Ärger mit der Polizei.

Zugegeben, normalerweise war es Ärger anderer Art. Trunkenheit in der Öffentlichkeit, Diebstahl, Hausfriedensbruch, Vandalismus, Erregung öffentlichen Ärgernisses. Ein Verfahren wegen Beleidigung war eingestellt worden, eins wegen Körperverletzung stand noch aus.

Aber *das hier* war anders, das war ihr praktisch vom ersten Moment an klar, denn noch während sie keuchend und schnaufend dastand und sich um Kopf und Kragen

redete, dachte sie: Moment, das hier sind *Detectives*. Sie hatten ihre Namen und Dienstgrade und den ganzen Kram runtergeleiert, auch wenn sie alles sofort wieder vergessen hatte – trotzdem: Sie standen in Zivil vor ihr, und das bedeutete eine ganz neue Dimension von Ärger.

»Dürften wir reinkommen, Miss Kilbride?«, fragte der Typ halbwegs höflich. Er war groß, schlaksig und hatte einen kahlen Eierkopf. »Vielleicht sollten wir das lieber drinnen besprechen.« Er sah misstrauisch zum Küchenfenster, das sie dilettantisch mit Brettern vernagelt hatte.

Laura schüttelte den Kopf. »Ich glaub eher nicht, nein. Eher nicht. Ich hab das Recht auf einen Beistand, verstehen Sie? Sie dürfen mich nicht ohne einen Beistand befragen... Worum geht's überhaupt? Um den Typen in der Bar? Die Sache ist schon in Ihrem System, okay? Ich hab dafür eine Vorladung, sie hängt am Küchenschrank. Sie können sie sehen, wenn Sie wollen... Nein, nein, nein, langsam! Langsam! Das war nicht als Einladung gemeint, das war bloß so dahingesagt...«

»Wieso sollten Sie einen Beistand brauchen, Miss Kilbride?« Die Frau – einen Kopf kleiner als ihr Kollege, dunkles Haar wie Putzwolle, die Gesichtszüge in der Mitte ihres Mondgesichts zusammengequetscht – zog ihre Monobraue hoch. »Sie sind doch nicht minderjährig?«

»Ich bin fünfundzwanzig, wie Sie genau wissen«, blaffte Laura sie an.

Die beiden waren nicht aufzuhalten – Eierkopf war bereits hinter Laura im Flur, während Augenbraue sich an

ihr vorbeischoob und fragte: »Woher sollten wir das wissen?«

»Wer hat *womit* angefangen, Miss Kilbride?«, fragte Eierkopf über die Schulter, und sie folgte seiner Stimme in ihre Küche, wo er vornübergebeugt und mit im Rücken verschränkten Händen ihre Vorladung studierte.

Laura schnaubte und humpelte zur Spüle, um sich ein Glas Wasser zu nehmen. Sie musste sich jetzt zusammenreißen. Konzentrieren. Als sie sich wieder zu ihm umdrehte, sah er erst sie an und dann über ihre Schulter zum Fenster. »Gab's Probleme?« Er zog unschuldig die Brauen hoch.

»Nicht direkt.«

Die Frau erschien hinter ihm. Augenbraue. »Haben Sie sich verletzt, Laura?«

Laura trank zu schnell, verschluckte sich, sah die Frau finster an. »Was ist aus *Miss Kilbride* geworden? Hm? Sind wir jetzt Freundinnen oder was? BFF?«

»Ihr Bein, Laura.« Jetzt fing er auch noch an. »Wie haben Sie sich verletzt?«

»Ich wurde als Kind angefahren. Komplizierter Oberschenkelbruch. Hab davon noch eine üble Narbe.« Sie hatte die Finger bereits am Jeansknopf und sah ihm in die Augen. »Wollen Sie mal sehen?«

»Nicht unbedingt«, sagte er milde. »Was ist mit Ihrem Arm?« Er zeigte auf den Verband um ihr rechtes Handgelenk. »Das da ist nicht passiert, als Sie noch ein Kind waren.«

Laura biss sich auf die Lippe. »Hab meinen Schlüs-

sel verloren. Ist das zu glauben? Freitagabend. Musste in meine eigene Wohnung einbrechen, als ich nach Hause kam.« Sie nickte zum Fenster, durch das man sonst auf den Laubengang hinaussah. »War keine Meisterleistung.«

»Haben Sie es nähen lassen?«

Laura schüttelte den Kopf. »So schlimm war's auch wieder nicht.«

»Und haben Sie ihn gefunden?« Er drehte ihr den Rücken zu, spazierte durch den Bogen zwischen Küche und Wohnzimmer und sah sich um, als würde er eine zum Kauf stehende Wohnung besichtigen. Er würde wohl kaum ein Angebot abgeben. Die Wohnung war eine Müllkippe. Sie wusste, dass sie sich dafür schämen sollte, für die billigen Möbel und die nackten Wände und den Aschenbecher auf dem Boden, den jemand umgetreten hatte, sodass die Asche jetzt, wer weiß, wie verfuckt lange schon, im Teppichboden verteilt war, obwohl sie selbst nicht rauchte und sich nicht mal mehr daran erinnern konnte, wann sie zuletzt Besuch gehabt hatte, aber sie brachte nicht die Kraft auf, sich deswegen aufzuregen.

»Und? Haben Sie?« Naserümpfend musterte Augenbraue Laura vom Kopf bis zu den Zehen: die ausgeleierte Jeans und das fleckige T-Shirt, den abgesplitterten Nagellack und die fettigen Haare. Manchmal vergaß Laura zu duschen, manchmal mehrere Tage hintereinander, manchmal war das Wasser brühend heiß, manchmal wurde es kein bisschen warm, so wie jetzt gerade, weil der Boiler zickig war, manchmal funktionierte er und manchmal nicht, und sie hatte kein Geld, um irgend so

einem Installateur die Anfahrt zu zahlen, und das Sozialamt unternahm einen Scheiß, egal, wie oft sie dort anrief.

»Hab ich *was*?«

»Ihren Schlüssel gefunden«, erwiderte Augenbraue mit einem leisen Lächeln, als hätte sie Laura überführt, beim Lügen erlappt. »Haben Sie Ihren Schlüssel wieder gefunden?«

Laura nahm einen letzten Schluck Wasser und zog Luft zwischen die Zähne. Beschloss, die Frage zu ignorieren. »Geht's noch?«, rief sie dann und schubste Augenbraue aus dem Weg, um Eierkopf zu folgen.

»Geht ganz wunderbar«, antwortete er. Er stand im Wohnzimmer und betrachtete die einzige Dekoration im Raum: das gerahmte Foto einer Familie mit Eltern und einem kleinen Mädchen. Jemand hatte sich die Mühe gemacht, es zu entstellen, ehe es gerahmt und aufgehängt worden war: Der Vater hatte aufgemalte Hörner, der Mutter hing eine gespaltene Zunge aus dem Mund, die Augen des Mädchens waren ausgekreuzt und seine Lippen blutrot koloriert. Eierkopf drehte sich mit hochgezogenen Brauen zu ihr um. »Ein Familienporträt?«, fragte er, und Laura zog die Schultern hoch. »Ihr Dad ist ein Teufel, was?«

Sie schüttelte den Kopf und sah ihm direkt in die Augen. »Sie hat ihm Hörner aufgesetzt.«

Eierkopf kniff die Lippen zusammen, nickte langsam und drehte sich wieder zu dem Bild um. »Ach. Ach so.«

»Ich bin als schutzbedürftige Erwachsene eingestuft«, erklärte Laura, und der Detective seufzte.

»Nein, sind Sie nicht«, widersprach er müde. Er drehte sich von dem Bild weg und ließ sich auf ihr Sofa fallen. »Sie wohnen allein, Sie arbeiten Teilzeit im Sunshine-Waschsalon an der Spencer Street, und wir wissen, dass Sie mehrfach von der Polizei befragt wurden, ohne dass ein Beistand anwesend war. Also lassen wir das, in Ordnung?« In seiner Stimme lag eine leise Schärfe. Seine Sachen waren verknittert, und er sah todmüde aus, als hätte er eine lange Fahrt hinter sich oder eine kurze Nacht. »Möchten Sie sich nicht setzen? Erzählen Sie mir von Daniel Sutherland.«

Laura setzte sich an den kleinen Tisch in der Zimmerecke, an dem sie immer aß, wenn sie fernsah. Ein paar Sekunden lang fühlte sie sich erleichtert. Sie zog die Schultern bis kurz unter die Ohren. »Was soll mit ihm sein?«

»Sie kennen ihn also?«

»Ganz offensichtlich kenne ich ihn. Ganz offensichtlich hat er sich bei Ihnen über mich beschwert. Aber das ist Bullshit, kann ich nur sagen, weil nämlich gar nichts passiert ist, und überhaupt hat er angefangen.«

Eierkopf lächelte. Er hatte ein überraschend warmherziges Lächeln. »Es ist nichts passiert, aber er hat angefangen?«, wiederholte er.

»Ganz genau.«

»Und wann genau ist dieses Nichts passiert?« Augenbraue kam aus der Küche zu ihnen ins Zimmer. »Mit dem er angefangen hat?« Sie setzte sich neben ihren Kollegen auf das hässliche, zweisitzige Kunstledersofa. So nebeneinander sahen sie lächerlich aus – klein und groß, er

lang und dünn, wie Butler Lurch neben einem kleinen, fetten Onkel Fester. Laura musste schmunzeln.

Das gefiel Augenbraue überhaupt nicht. Ihr Gesicht verdüsterte sich, und sie fauchte: »Was ist so lustig? Finden Sie an dieser Situation irgendwas amüsant, Laura?«

Laura schüttelte den Kopf. »Fester«, sagte sie grinsend. »Sie sind wie Onkel Fester aus der Addams Family, nur mit Haaren. Hat Ihnen das schon mal jemand gesagt?«

Die Frau wollte schon etwas erwidern, doch Eierkopf schnitt ihr das Wort ab. »Daniel Sutherland«, wiederholte er diesmal lauter, »hat uns gar nichts über Sie erzählt. Wir sind hier, weil wir von einem Glas in Daniels Boot zwei Sätze von Fingerabdrücken abgenommen haben und weil der Satz, der nicht seiner war, mit Ihren Abdrücken übereinstimmt.«

Schlagartig war Laura kalt. Sie massierte sich das Schlüsselbein und räusperte sich. »Sie haben ... *was* gemacht? *Fingerabdrücke* abgenommen? Wieso das?«

»Was können Sie uns über Ihre Beziehung zu Mr. Sutherland erzählen, Laura?«, mischte Augenbraue sich wieder ein.

»Beziehung?« Laura musste lachen. »Das wäre doch ziemlich hoch gegriffen. Ich hab ihn zweimal gefickt, Freitagnacht – da würde ich wirklich nicht von einer *Beziehung* sprechen.«

Augenbraue schüttelte missbilligend – oder ungläubig – den Kopf. »Und woher kannten Sie ihn?«

Laura schluckte schwer. »Ich kenn ihn, weil... ich